

Leo Karrer Kriterien für die Einbeziehung von Laien in den pastoralen Dienst der Kirche

Das Grundanliegen des folgenden Beitrages könnte etwa so umschrieben werden: Was muß geschehen, damit die neuen pastoralen Dienste nicht funktionärhaft die Passivität der Gemeindemitglieder weiter fördern, sondern zu einer Chance für lebendige und in ihren Gliedern aktive Gemeinden werden? Nach einer Skizzierung der heutigen Situation der Laien im pastoralen Dienst werden die drei wesentlichen Dimensionen (die Laienseelsorger, die Pfarrgemeinden und die Institution Kirche) dargestellt, die zur Ausbildung von Kriterien gleichzeitig zu berücksichtigen sind. Nach einer längeren Phase der Ortsfindung scheint es unabdingbar notwendig, sich um eine „strukturelle“ Ortsdefinition zu bemühen, also um eine theologisch und praktisch angemessene, auf Dauer abgestellte Umschreibung der neuen Ämter. Schließlich werden die Konsequenzen für alle Beteiligten gezogen. red

I. Von der Aufbruchsituation zur Konsolidierung

Zu Beginn der siebziger Jahre gab es in den meisten Diözesen der Bundesrepublik Deutschland wie auch in Österreich bereits eine große Zahl von „Seelsorgehelferinnen“. Sie sind die eigentlichen Pioniere für die Einbeziehung von Laien in den pastoralen Dienst. Die reichen Erfahrungen, die sie seit den zwanziger Jahren gemacht haben, weisen auch auf, wie man es später mit Laien im pastoralen Dienst nicht machen sollte. Vor 10 bis 12 Jahren war es noch kaum voraussehbar, daß 10 Jahre später auch Lientheologen/-innen bereits in großer Zahl im pastoralen Dienst stehen würden*.

Die Zahlen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Atmosphäre durch die restriktive Politik mancher Bistümer gegenüber den Absolventen der Fachhochschulen und vor allem gegenüber den Lientheologen sehr belastet ist. Die Größe des Problems wird deutlich, wenn man bedenkt, daß es zur Zeit in der BRD über 15.000 Theologiestudierende gibt (in Österreich sind es nahezu 4000), davon die erdrückende Mehrzahl Lientheologen. Auch wenn nicht alle das Studium abschließen werden, so besteht hier doch ein großes Potential an künftigen Mitarbeitern in der Pastoral, dem auf der ande-

* So waren im Frühjahr 1983 von den Diözesen der BRD – neben 2270 Gemeindeferenten/-innen (früher „Seelsorgehelferinnen“) – etwa 760 Pastoralassistenten/-referenten (davon 185 Frauen) angestellt. (Andere kirchliche Anstellungen von Lientheologen sind dabei nicht mitgezählt.) In der Schweiz gibt es derzeit 230 Lientheologen (wenige Frauen) in kirchlicher Anstellung. In Österreich weist eine Statistik mit Stichtag 1. Dezember 1983 folgende Zahlen auf: Gesamtzahl der Lientheologen im kirchlichen Dienst (einschließlich der laiierten Priester): 989, davon 71 Pastoralassistenten in Gemeinden, 63 in der kategorialen, 7 in der regionalen Seelsorge, 59 in Zentralen, 59 an Theol. Fakultäten und 896 (!) als Religionslehrer, zumeist an höheren Schulen, davon 219 Frauen; 166 Lientheologen sind in 2 Bereichen tätig.

ren Seite eine entsprechende Fülle von traditionellen und neuen seelsorglichen Aufgaben gegenübersteht. Es wird also entscheidend davon abhängen, wie sich die Kirchenleitungen, aber auch die Laien im pastoralen Dienst auf diese Situation einlassen und sie zu bewältigen suchen.

Die heutige Situation ist gekennzeichnet vom Nebeneinander verschiedener neuer Seelsorgertypen und von der Selbstverständlichkeit, daß sich darunter auch Frauen befinden; sie machen den weitaus größeren Anteil aus (Gemeindereferentinnen bzw. nichtakademische Pastoralassistentinnen). Die unterschiedlichen Ausbildungs- und Aufgabenprofile können zu einer differenzierten Wahrnehmung der vielfältigen gemeindlichen Dienste, aber auch zu Konkurrenzsituationen zwischen den verschiedenen „Klassen“ führen, die kaum offen ausgetragen werden. Insgesamt sind die Probleme für alle Gruppen sehr ähnlich. Sogar im ökumenischen Vergleich (z. B. Gemeindehelferinnen) gleichen sich die ungelösten Siegel oft bis ins Detail. Die unmittelbare Aufbruchsituation, als man um die Daseinsberechtigung ringen mußte, ist in eine Phase der differenzierenden Konsolidierung gemündet. Nur in wenigen Diözesen ist die Existenzberechtigung, das Da-Sein der Pastoralreferenten in Frage gestellt; in den meisten Diözesen geht es heute um das „So-Sein“, um ein zukunftssträchtiges Profil dieser Dienste. Diese zweite Phase wird für die Laientheologen wohl länger dauern und sich als heikler und schwieriger erweisen als die erste. Es stellen sich eine Menge von psychologischen, soziologischen, theologischen und pastoralen Fragen, und es erhebt sich die Notwendigkeit von institutionellen Schritten seitens der Kirche, die den neuen Dienstträgern Vertrauen in ihre Zukunft vermitteln können¹. Die vielen positiven Erfahrungen zeigen, daß es sich für die Kirche lohnt, wenn sie sich auf die vielen Frauen und Männer in neuen Modellen der pastoralen Mitarbeit einläßt; sie gewinnt viele, die man ihr um ihrer Sendung in der heutigen Zeit willen nur wünschen kann.

Unbestritten ist, daß die meisten Laien im pastoralen Dienst aus dem, was sie *tun* dürfen, große Berufszufriedenheit schöpfen (auch wenn es für manche schwer sein mag, mit der „verzögerten Naherwartung“ bezüglich einer Änderung der Zugangsbedingungen zum Priesteramt fertig zu werden). Aber damit ist nicht die – vor allem strukturell zu lösende – Frage beantwortet, wer sie im Rahmen der Gemeinden und der Bistümer und im Gesamt der Kirche *sind*. Es kommt darauf an, daß man, aus-

¹ Vgl. dazu das Interview: Verpaßt die Kirche eine Chance?, in: Herder Korrespondenz 37 (1983), 508–513.

Zwischen Da-Sein
und So-Sein

Die Frage nach den
Kriterien und
Leitlinien

gehend von den schon gemachten Erfahrungen, den pastoralen und kirchlichen Ort dieser neuen Dienste in psychologisch zumutbaren, berufssoziologisch zuverlässigen sowie in theologisch fundierten und pastoral fruchtbaren Berufsbildern und Einsatzmodellen verankert und definiert.

Das Problem der Abhängigkeit

Als das wohl grundlegendste Problem schält sich heraus, daß die Laien im pastoralen Dienst noch zu sehr vom Gelingen des persönlichen Verhältnisses zum Pfarrer abhängig sind. Von einer solchen Beziehungsebene her allein ist aber kein stabiler Beruf im Rahmen unserer Gesellschaft festzulegen. In kleinen und großen Konfliktsituationen bricht diese Abhängigkeit unversehens als ein strukturelles Grundproblem auf. Das Problem verstärkt sich, wenn Laien im pastoralen Dienst an die Altersgrenze von etwa 40 Jahren kommen, weil sie auf Dauer weder für sich noch für die anderen (die Gemeinde, die Priester u. a.), weder berufsstrukturell noch auch theologisch deutlich identifizierbar sind. Ähnlich wie sich dies im individualpsychologischen Bereich verhält, so ist auch ein pastoraler Beruf bzw. Dienst schwer durchzuhalten, der nicht ein gewisses Maß an beruflicher und theologischer Identität und damit eine gewisse Rollen-Sicherheit vermittelt. (Ist es da verwunderlich, daß manche Laintheologen aus solchen Erwägungen heraus sich nach Alternativen, vor allem im Bildungssektor, umsehen?)

Die drei Kriterien der Rollenfindung

Damit die Laien im pastoralen Dienst (ein Ausdruck, der selbst die begriffliche Verlegenheit markiert) in einer Lückenbüßer-Situation nicht auch konzeptionell Lückenbüßer bleiben, ist nach den elementaren Kriterien einer Rollenfindung im kirchlichen Dienst zu fragen. Die fundamentalen Orientierungskriterien können in diesem Zusammenhang nur genannt werden; sie bleiben jedoch entscheidende Gesichtspunkte für jede kurz-, mittel- und langfristige Perspektivierung und Planung.

Die Rollennormen, die das Verhalten bzw. die Elemente der Verfügbarkeit für eine Rolle (Ich-Leistung, Identifikation) bestimmen, beziehen sich analytisch auf drei unterschiedliche Herkunftsbereiche²: Person (Rollenträger), Situation und Institution.

Die Einbeziehung von Laien in die Pastoral muß dementsprechend berücksichtigen:

– die Laien(theologen) bzw. die Gemeinde- und Pasto-

² Im einzelnen differenzierter dargestellt und begründet: *L. Karrer*, Entwurf einer Theorie der Integration von Laien(theologen) in die pastoralen Aufgabenfelder der Kirche, in: *Lebendiges Zeugnis* 32 (1977), Heft 3, 36–56; *ders.*, Laintheologen in der Seelsorge, in: *Schweizerische Kirchenzeitung* 149 (16/1981), 240–245. – Zum Ganzen grundsätzlich siehe die Beiträge in: *Diakonia* 15 (1984), Heft 1 (Das Recht der Christen auf Seelsorge).

ralreferenten (-innen), ihre Geschichte und ihre Erwartungen;

– die pastorale Situation, in der sie als Seelsorger ihren Dienst verrichten: in unserem Fall die Pfarrgemeinden und der Dienst der Kirche in unserer konkreten Gesellschaft;

– die Institution, die die seelsorglichen Dienste und die verschiedenen Ämter strukturiert und im Ganzen der Kirche und der pastoralen Aufgaben einordnet, wobei auch grundsätzlich die theologischen Grundlagen des Dienstes und der Sendung der Kirche in der heutigen Welt einzubeziehen sind.

Es wäre bedenklich, wenn nur eine einzelne der drei genannten Perspektiven herausgebrochen und nicht alle drei zugleich beachtet würden. Gefahren dabei wären kurzatmige Modelle bzw. Vereinseitigungen.

1. Die Person

Wollte man von den *Rollenträgern* alleine ausgehen, dann bestünde in der Tat die Gefahr der Gettoisierung, der elitären und (vor allem in der studentischen Situation) hochtheoretischen Abkapselung vom Ort der konkreten Herausforderung. Andererseits sind viele Anliegen gerade auch junger Seelsorger und vieler Theologiestudenten, so z. B. ein verstärktes soziales Engagement der Kirche und der Gemeinden, die Sensibilität für Probleme der Dritten Welt usw., Elemente für eine neue Gestaltwerdung der kirchlichen Sendung in unserer Gesellschaft. Die neuen Dienstträger sollen ohnehin nicht nur den herkömmlichen Aufgabenkanon abdecken, sondern darüber hinaus das Leben der Gemeinden inhaltlich und methodisch bereichern.

2. Die Situation

Durch die *Situationsbezogenheit* der Rollen wird die Gemeindeperspektive (bzw. die pastorale Aufgabe) zum unverzichtbaren Ansatz. Dabei scheint es wichtig, daß die neuen Dienste nicht funktionärhaft die Passivität der Gemeindemitglieder weiter fördern, sondern zu einer Chance für lebendige und in ihren Gliedern aktive Gemeinden werden. Die personelle Not in vielen Gemeinden verführt heute auch dazu, die Lücken eilig zu stopfen, wobei man weniger von einem engagierenden Gemeindemodell ausgeht oder von einem klaren Pastoralkonzept. Auch der Einsatz von Laientheologen nur auf Pfarrverbandsebene erweist sich als wenig hilfreich für die konkreten Gemeinden; denn hier herrscht pastoraler Notstand, hier kennen und begegnen sich die Menschen. Die Praxis zeitigt auch, daß allzu leicht auf dem Rücken des personellen Novums die Probleme des strukturellen Novums (Pfarrverband) ausgetragen werden. Zudem ist es äußerst problematisch, wenn gerade die Laientheologen

überpfarrellich eingesetzt werden sollen, nur damit auf Pfarrebene keine „Konkurrenz“ zwischen fachlich gleich ausgebildeten Seelsorgern und kein unmittelbarer Sog auf die „Viri probati“ hin entsteht.

3. Die Institution

Wenn wir nur von der *Institutionenbezogenheit* ausgehen würden, dann könnte eher eine inhaltsleere Funktionsdefinition herauskommen. Andererseits verweist uns die Institutionenbezogenheit auf die Erwartungen der Kirche; einmal hinsichtlich der Identifikation mit ihrem fundamentalen Anspruch und ihrer theologischen Sendung; zum anderen aber auch hinsichtlich ihrer Institutionalität (Fragen des Amtes, der Anstellungsbedingungen, der Ausbildung, der Personaldisposition usw.). Die Kirche ordnet die verschiedenen Dienste und ihr Miteinander. Das heißt auch, wer zum pastoralen Dienst bereit ist, muß ein Verhältnis zur konkreten Kirche finden, ohne daß man sich an ihr dauernd reibt.

Erst alle drei Gesichtspunkte zusammen ergeben zuverlässige Perspektiven für die Einbeziehung von Laien in den pastoralen Dienst; die Frage übersteigt damit die reine Laien(theologen)perspektive, die reine Pfarrgemeindepoptik und die reine kircheninstitutionelle Sicht.

Für die konkrete Vorgehensweise sind nun auch zeitlich aufeinander abgestimmte Schritte zu überlegen. Erst durch die Koordinierung des zeitlichen Elementes (Timing) mit den grundsätzlichen Dimensionen können wir handlungsorientiert an das Problem herangehen und so etwas wie verantwortbare „Strategien“ und Planungsschritte entwickeln. Dies soll im folgenden skizziert werden.

II. Zwischen pastoraler Ortsfindung und struktureller Ortsdefinition

Für die Entwicklung von Handlungsperspektiven kann die Unterscheidung von pastoraler Ortsfindung und struktureller Ortsdefinition hilfreich sein, zumal sie das Prozeßhafte und das Nacheinander konkreter Schritte berücksichtigt.

Ausgehend von der gegenwärtigen Situation sind zum einen aufeinander abgerichtete Schritte der „Konsolidierung“ zu überlegen, die gangbar sind. Zum andern aber müssen diese Nahziele durch langfristige Perspektiven auf endgültige und theologisch-fundierte Lösungsperspektiven hin angegangen werden. Ansonsten sind Lang-Mut und Kraft zum Langstreckenlauf nicht möglich.

1. Kurz- und mittelfristig: pastorale Ortsfindung

Die Zeitspanne der pastoralen Ortsfindung ist die Phase des Suchens und Experimentierens. Durch die Bereitschaft der „Laien“-Seelsorger, der Gemeinden und der kirchlichen Amtsträger soll – durchaus in unterschiedlichen Modellen – durch die vielfältigen Erfahrungen hin-

durch an den Tag kommen, was für eine in ihren Gliedern lebendige Gemeinde fruchtbar und hilfreich ist. Institutionell sind damit vor allem die Gemeinde- und Bistumsebene angesprochen (d. h. Pfarrer, Dekane, Regionaldekane, Bischöfe; die verschiedenen Räte, Gremien und Entscheidungsinstanzen . . .).

Auf einige Problempunkte sei hingewiesen: Bezüglich des Berufsfeldes sind praktikable Dienst-Modelle auf den verschiedenen Ebenen (Pfarrei, Pfarrverband, Dekanat) und die erträgliche Kombination mehrerer Aufgabenfelder „auszukundschaften“. Dabei müssen sich die verschiedenen Dienste sozusagen von sich selber her „profilieren“ und nicht in Anlehnung an den Pfarrer oder in der funktional reduzierten Kopie des Priesters. Eine ausgeborgte Berufsideutlichkeit führt zu „neurotischen“ Verhaltensweisen.

Laientheologen nur auf Pfarrverbandsebene mit möglichst eingegrenzten Spielfeldern (Erwachsenenbildung, Multiplikatoren-schulung) einsetzen zu wollen, kann leicht zu einem theoretischen Spezialistentum führen und zu einer formalen Kompetenz, die nicht konkret und praktisch verankert ist. Der hochqualifizierte Pastoral-Spezialist ist ein krisenanfälliges Seelsorgerprofil. Ein solcher läßt sich auch kaum in ein Team integrieren. (Analoge Erfahrungen gibt es in der Jugendarbeit.) Viel besser greifen Verbindungen von Schwerpunktaufgaben, die zueinander eine funktionale Nähe haben (Jugendseelsorger und Religionsunterricht; gesellschaftliche Diakonie und Beratung . . .). Es ist auch von persönlichem Vorteil, wenn die Seelsorger für mehrere Aufgabenbereiche zur Verfügung stehen oder durch berufsbegleitende Zusatzausbildung dafür disponibel werden.

Andererseits bewähren sich jene Modelle kaum, in denen man Kaplanersatz bzw. Allround-Praktiker wird.

Große Aufmerksamkeit ist den Fragen nach der Teamarbeit, der Kooperation mit den verschiedenen gemeindlichen Gruppierungen und Mitseelsorgern, der relativen Eigenständigkeit mit Eigenverantwortung zu widmen. Dort entscheidet sich in der Regel die Berufsfreude und Berufszuversicht. Da hier natürlich auch der Ort von Konfliktfällen ist, zeigt sich belastend, daß in der Kirche kaum Vorsorge für die Regelung von Konfliktfällen getroffen worden ist. – Die Integration in die Pfarrei- und Dekanats-gremien ist im allgemeinen recht zufällig und vor allem für die Gemeindereferenten und Katecheten ungeklärt.

Damit ist aber schon die Bistumsebene entscheidend angesprochen. Auf dieser Ebene sind die ersten Erfahrun-

Aufgaben
auf Bistumsebene

gen mit weiterführenden Schritten der institutionellen Klärung des „Berufsbildes“ zu verbinden.

Ein einziges und eng konzipiertes Berufsbild ist wohl kaum erstrebenswert. Es muß Variationen eines formal weiten Berufsprofils zulassen je nach der konkreten pastoralen Situation. Trotzdem sind Ausbildungsfragen (möglichst mit den künftigen Priestern gemeinsam), Einsatzebenen, Schwerpunktsetzungen, die Integration in die Gremien bzw. Räte, das Miteinander und die Differenzierung der verschiedenen Seelsorgertypen sowie eine entsprechende Pastoral- und Personalplanung Aufgaben, bei denen eine einzelne Gemeinde überfordert wäre und die Integration in einen Bistumsverband angesprochen ist. Die Regelung der Indienstnahme (Institutio), wie sie in der Schweiz praktiziert wird, ist die zur Zeit wohl reifste Form einer gegenseitigen Bindung von Laientheologen/-innen und Bistum (vor allem, solange das Diakonat für Frauen verschlossen bleibt).

Die diözesane Ebene ist darüber hinaus für die Atmosphäre von Bedeutung. Ob man mit den Laien im pastoralen Dienst spricht, sich mit ihnen zusammensetzt, die Richtlinien miteinander erarbeitet, Erwartungen und Befürchtungen gegenseitig austauscht, ist von klimatisch ausschlaggebender Auswirkung. Davon hängt im Augenblick sehr viel ab.

Die Gefahr besteht darin, daß die kirchliche Labilität der sogenannten Laiendienste dazu verführen kann, daß man die vermeintliche oder echte Unsicherheit abreagiert, überempfindlich reagiert oder krampfhaft aus dieser Ortlosigkeit im ganzen herauszukommen bestrebt ist.

2. Mittel- und langfristige: strukturelle Ortsdefinition

Aus dem, was ansatzweise schon gewachsen ist, entstehen ein Druck und ein unausweichlicher Sog auf weiterführende Schritte, die dem pastoralen Bewährten und Notwendigen den dienlichen Rahmen und Bewegungsradius öffnen. Es geht um erweiterte Rahmenbedingungen und um die kirchliche Verankerung der neuen Dienste-Vielfalt. Angesprochen sind damit die Bischofskonferenzen und die weltkirchliche Ebene, denn dort stehen Entscheidungen an, bei denen eine Bistumskirche nicht im Alleingang handeln kann, ohne in zermürbende und sich gegenseitig befehlende Lager zu zerfallen. Auch hier können nur wenige Beispiele das Gemeinte verdeutlichen. Unter dem Druck des zunehmenden Priestermangels werden immer mehr Laien im pastoralen Dienst bzw. Diakone in sogenannten priesterlosen Gemeinden hauptverantwortliche Bezugspersonen. Sie haben aufgrund der fehlenden Weihe nicht die volle Kompetenz zur Gemeindeleitung. Unter den Gemeinde- und Pastoralreferenten, die primär

für klar abgesprochene pastorale Schwerpunkte in Kooperation mit anderen Seelsorgern bzw. mit dem Pfarrer ihren Dienst ausüben, wächst die Zahl jener Männer und Frauen, die dauernd mit der mangelnden Kompetenz („Sakramentensperre“) konfrontiert werden. Sie gehören vom pastoralen Aufgabenbereich her zu jenen, die „eigentlich geweiht sein sollten“. Je mehr die neuen Dienste in den Sog geraten, die fehlenden Priester zu „ersetzen“, umso mehr sind sie (als Lückenbüßer-Modelle) gefährdet; und dies erzeugt „künstlich“ im konkreten Einzelfall sehr viel Streß und Unzufriedenheit.

Diese Situation entwickelt sich zu einer geistlichen Herausforderung an die kirchlichen Entscheidungsträger. Das Problem liegt darin, daß nicht offen und pastoral bekümmert um diese Fragen gerungen wird. Vielmehr wächst der Eindruck, daß alle Diskussionen in diese Richtung als inopportun verdrängt werden. Manche Vorschläge sind so angelegt, daß sie die Entscheidungsträger in der Kirche sozusagen „nichts kosten“³. Es heilt aber nicht, wenn z. B. den verbleibenden Priestern noch mehr Aufgaben überbunden werden („unter Beibehaltung Ihrer bisherigen Aufgaben . . .“). Daß sich unter der Hand auch bedenkliche Notlösungen und Selbsthilfeprogramme einspielen, will man nicht zur Kenntnis nehmen, weil der Entscheidungsdruck noch deutlicher unter Sachzwang geriete.

Für offene
Diskussion

In diesem Zusammenhang sind – gelegen oder ungelegen – Problemkreise wie die Theologie des Amtes, Weihe von verheirateten Männern, Amtsfähigkeit der Frau (Diakonat ist immerhin auf der Würzburger Synode besprochen worden), das Recht auf Seelsorger und Seelsorge usw. deutlich beim Namen zu nennen. Es ist inzwischen wohl deutlich geworden, daß man die Diskussion dieser wichtigen Fragen nicht dadurch erschleichen kann, daß man „unten“ sich an die von „oben“ forcierten Fakten rein pragmatisch und kleinlaut anpaßt. Bei aller Loyalität zur Kirche hat der in der Sache begründete Widerspruch gegenüber allen Tendenzen, die pastoral bedrängenden Probleme und theologisch möglichen Lösungsversuche nicht offen und solidarisch diskutieren zu dürfen, allein noch Chance, fruchtbar zu werden.

In der Verzögerung der notwendigen Ortsdefinition liegt ein entscheidender Faktor für die Verdrossenheit bei ein-

³ Das ist u. a. eine Frage an die Ausführungen von P. M. Zulehner, Priester-mangel praktisch (München 1983), denen ich von der Zielsetzung her (von der versorgten zur sorgenden Pfarrgemeinde) sonst durchaus zustimmen kann. – Die Zulassungsbedingungen zum Priestertum nur unter dem pragmatischen Gesichtspunkt des Priestermangels zu diskutieren, scheint mir auch insofern problematisch, als Ehe und Familie nicht theologisch entsprechend gewürdigt werden.

zelen Laien im pastoralen Dienst wie auch bei bekümmerten Priestern. Sie haben das Gefühl, alles zu tun, was möglich ist; aber die Rahmenbedingungen erfahren keine entlastende und befreiende Erweiterung.

Wenn die mittel- und langfristigen Schritte auf die schon erfolgten kurz- und mittelfristigen nicht folgen sollten, dann wären die Folgen für alle Seelsorger und für die Gemeinden, soweit man dies menschlich zu beurteilen vermag, verheerend. Die Entscheidungsträger in der Kirche stehen diesbezüglich im Prüfstand der pastoralen Verantwortung und Haftbarkeit.

III. „Doppelstrategie“ auf zwei Ebenen

Von einem solchen Hintergrund her stellt sich die Frage, wie zu erreichen ist, daß die Laien im pastoralen Dienst zu einem geeigneten Ferment für glaubwürdige christliche Lebenspraxis in den Gemeinden und in der Kirche werden.

Anmahnung notwendiger Entscheidungen

Gesichert erscheint, daß der Kirche theologisch ein viel weiterer Raum zur Gestaltung der pastoral notwendigen Dienste⁴ freigegeben ist, als sie sich dies selber offiziell eingesteht. Auf die Dauer wird es von konkreten und mutigen Schritten der Amtsträger der Kirche abhängen, ob der Rahmen weit genug gespannt wird oder ob das Wachsen neuer Dienste und die Lebensrechte der Gemeinden strukturell in eine Art Würgegriff geraten.

Es sind somit auf den verschiedenen kirchlichen Ebenen Entscheidungen anzumahnen oder wenigstens ihre Diskussion zu fordern – gelegen oder ungelegen im Sinn von Opportunismus oder Kirchenräson. Zwar brachte das neue Kirchenrecht für solche Dialogformen auf gesamt-kirchlicher Ebene leider keine hilfreichen Instrumente. Die Mitsprache von Laien und die bischöfliche Kollegialität sind Schwachstellen der kirchlichen Struktur. Und der allgemeine atmosphärische Eindruck, wonach die Anliegen des Konzils z. T. in den Zaun eines traditionalistischen Naturparks eingepfercht werden sollen, lassen eine Stimmung aufkommen, die vor lauter Problemen übersieht, welche positiven Erfahrungen es vor Ort doch gibt.

Der entscheidende Test: die pastorale Fruchtbarkeit

Wenn die eine Ebene der „Doppelstrategie“ darin liegt, die pastoral bedrängenden Fragen auf den Entscheidungsebenen mit aller Deutlichkeit einzubringen, so ist doch die Ebene, auf der die neuen Dienste im Test der pastoralen Fruchtbarkeit stehen, von entscheidender Kraft. Die Freiräume, die praktisch in der Kirche vorhanden sind wie sonst wohl nirgendwo, sind nicht bis an den

⁴ Vgl. K. Rahner, Pastoralen Dienste und Gemeindeleitung, in: Schriften zur Theologie XIV, Einsiedeln 1980, 132–147; J. Blank, Vom Urchristentum zur Kirche, München 1982.

Rand ihrer Möglichkeit ausgeschöpft. Die menschlich überzeugende pastorale Qualitätsarbeit der neuen Dienstträger und die Bereitschaft, sich in der konkreten Kirche zu engagieren, sind Voraussetzungen dafür, daß man sich in einer Teilkirche oder in der Gesamtkirche auf neue Seelsorgerpotentiale einläßt. In diesem Sinn hängt es m. E. primär (nicht allein) von uns Laien im pastoralen Dienst ab, von der Art und Weise, wie wir uns ins Spiel bringen, ob die neuen Dienste Zukunft haben werden. Neue Wege und Reformen in der Kirche haben sich nicht deshalb durchgesetzt, weil man sie von anderen oder von Kirchenleitungen abverlangt hat, sondern weil man sich selber ins Spiel gebracht hat. Nicht nur die Amtsträger, sondern auch die neuen Dienstträger stehen somit im Prüfstand pastoraler Verantwortung.

Kraft zum
„Langstreckenlauf“

Daß die vielen Laien im pastoralen Dienst auf dem noch langen Weg der Konsolidierung und trotz aller strukturellen Unwirtlichkeit Lang-Mut gewinnen und die Kraft zum „Langstreckenlauf“ aufbringen, hängt unübertragbar auch von den Priestern (Pfarrern) und den Bistumsleitungen ab. Wie oft verhindern Angst um Einfluß (um das Wort Machtkampf zu vermeiden) oder die Rationalisierung eigener unabgegotener Lebenswünsche ein gutes Einvernehmen auf Pfarreebene? Ist man wirklich bereit, auf die Männer und Frauen „ohne Weihe“ mit ihren spezifischen Unsicherheiten und Erwartungen einzugehen? Versteht man wirklich die Bereicherung und Belastung, die sich aus der Verbindung von kirchlichem Beruf mit Ehe bzw. Familie ergeben? Ermißt man, welche Auswirkungen die defensive Abwehrstrategie mancher Bistümer gegenüber den Lientheologen auf diese insgesamt haben muß, wenn auf diese Art viele qualifizierte Theologen desinteressiert oder verletzt zur Kirche auf Distanz gehen? Ohne Zweifel spielt die Finanzlage eine äußerst belastende Rolle; hinter dem Verweis auf die Finanzen kann man aber auch andere Gründe und Vorbehalte verstecken. Hat man bedacht, zu welcher einseitigen „Auslese“ es führt, wenn die Deutsche Bischofskonferenz beschließt, daß nur ein Minimum von Lientheologen zu den theologischen Lehrstühlen zugelassen wird? (Man spricht von 15%.)

Andererseits ist an die Adresse von uns Laien im pastoralen Dienst zu fragen, ob wir unsererseits ermessen können, welche Herausforderung es für die „klassischen“ Seelsorger bedeutet, wenn sich plötzlich Frauen und Männer mit ihnen die pastoralen Aufgaben teilen? Gibt es nicht auch hier die spezifischen Minderwertigkeitsgefühle, die einem offenen und verstehenden Verhältnis zu

manchem Priester im Wege stehen und zur Verhärtung verleiten können? In der Schweiz geschieht es gelegentlich, daß Lientheologen oder Katecheten versuchen, „am Bischof vorbei“ staatskirchenrechtlich eine Anstellung zu erhalten, ohne die kirchlichen Ausbildungs- und Anstellungsbedingungen zu erfüllen. Desavouieren wir nicht die Offenheit und Zivilcourage mancher Amtsträger, wenn wir sie nicht auch konkret Loyalität erfahren lassen? Gibt es nicht auf seiten der Laien im pastoralen Dienst manche Formen des Klerikalismus und der ängstlichen Selbstbehauptung, auch gegenüber den Laien im gemeindlichen Leben (Versorgungsmentalität)? Wertet man nicht zuweilen ab, was institutionell noch nicht erreichbar erscheint? Daß Laien im pastoralen Dienst nur den Job und sozusagen nur ihr eigenes Gärtchen suchen und hegen und sich nicht sonderlich um ein gutes Klima mit den Geistlichen bemühen, sind Vorwürfe, die immer wieder zu hören sind. Die Phänomene sind allerdings nicht ganz neu in der Kirchengeschichte.

IV. Die Frage nach den Laien im pastoralen Dienst: eine Frage nach der Kirchentheorie

Abschließend ist auf eine grundlegende Fragestellung hinzuweisen. Die skizzierten Gedankengänge sind nur dann mit gutem Gewissen zu verantworten, wenn sie relativiert werden, und zwar dadurch, daß sie auf ein fundamentales Koordinatensystem hin radikal verankert werden. Entscheidend geht es um die christliche Praxis einer auf Welt und Gesellschaft hin offenen und missionarischen Kirche bzw. Gemeinde. Die herausfordernde Einladung, auf den Existenzvorschlag Jesu einzutreten, macht die Sendung und Existenzberechtigung der Kirche aus, und dies vor allen strukturellen Sorgen. – Allein, wenn man Ausdrücke wie Berufsprofil, Konsolidierung, Talsohle, strukturelles Grundproblem, Rollen-Normen, Strategien, Konkurrenz, „oben“ und „unten“ . . . bedenkt, ist kritisch zu fragen, „wessen Geistes“ sie sind. Die Verschleppung wichtiger und drängender Entscheidungen verführt allzu leicht dazu, mit den Problemen des Instrumentes der Seelsorge so sehr beschäftigt zu sein, daß die theologische Zielsetzung von Kirche und die konkrete Umsetzung der Botschaft Jesu im persönlichen und gesellschaftlichen Leben nicht mehr die primären Anliegen sind. Sie werden von den zweitrangigen Sorgen um die Innenarchitektur der Kirche so sehr überlagert, daß viel zu viel Kraft dabei vergeudet wird. Man reibt sich dabei „innerbetrieblich“ über Gebühr auf und macht sich selber wehleidig zum Dauer-Thema. Es ist deshalb eine Anfrage an alle beteiligten Gruppen und Instanzen, um welche Kirche, um welche Gemeinde und welche Dienste bzw. um welchen Dienst des Christentums es gegenwärtig

tig geht. Weder Rückzug noch Auszug können überzeugende und sinnvolle Alternativen sein. Vielmehr wird es um den Mut gehen, in der christlichen Dimension von Kirche tief verankert zu sein und gleichzeitig sich den Herausforderungen der Gesellschaft und den Fragen der Menschen zu stellen. Zwar bleibt auch den Christen, wenn sie sich so dem Leben aussetzen, die Erfahrung nicht erspart, daß man sich dabei Enttäuschungen und auch dem Verlieren aussetzt; wer jedoch wenig oder nichts einsetzt, kann auch kaum gewinnen oder sich korrigieren.

So sind auch die Überlegungen zu den Kriterien für die Einbeziehung von Laien in den pastoralen Dienst der Kirche letztlich Symptome für die entscheidendere Frage nach der Kirche selber. Dabei ist nicht zu übersehen, daß eine rein ängstliche oder abwartende Passivität in der Gegenwart eine aktive Form der Feigheit gegenüber der Zukunft ist.

Günter Biemer
Der „rezipierte
Glaube“ als
Gradmesser der
Glaubens-
vermittlung

Analyse der Enquete
„Woran ich glaube“¹

Im Leitartikel, der in die genannte Enquete einführen sollte, wurde ausdrücklich auf eine „Auswertung“ verzichtet: die Beiträge sollten für sich wirken; jeder Leser sollte die Schlüsse selber ziehen; eine gleichzeitige Auswertung wäre aus Platz- und Zeitgründen kaum möglich gewesen; es war noch offen, ob die Otto-Mauer-Stiftung in absehbarer Zeit ein Symposium zur Auswertung und Weiterführung dieser Enquete durchführen werde. Biemer hat es nun übernommen, das in der Redaktion über die Enquete geführte Gespräch zusammenzufassen und zu vertiefen. Der Beitrag will gerade auch mit seinen grundsätzlichen Ausführungen ermutigen, stärker auf den Glaubenssinn des Volkes Gottes hinzuhören, den Glauben aber auch immer wieder von der Mitte heraus durch eine entsprechende Verkündigung zu vertiefen. red

Die Enquete bereitete im vorhinein die „Schwierigkeit, nach dem Glauben zu fragen“², und auch im nachhinein muß die Gefahr einer Beurteilung des Glaubens und der Gläubigkeit der Teilnehmer vermieden werden. Zugleich aber wäre es zu wenig, wenn die Mitarbeiter und Leser einer praktisch-theologischen Zeitschrift aus den persönlichen und engagierten Darstellungen der Glaubensbe-

¹ Woran ich glaube. Eine Enquete unter Christen über den rezipierten Glauben, in: *Diakonia* 14 (1983), Heft 3, 150–204.

² H. Erhartner: ebd. 145–149.